

was Juden belasten könnte, als unhistorisch abgetan wird; wie manche jüdische Autoren vertritt K., daß Jesus nie das Gesetz übertragen hat und infolgedessen auch nicht die Opposition der jüdischen Behörden herausgefordert hat. So schließt er denn auch hinsichtlich Verurteilung und Hinrichtung Jesu: „Die Juden trifft dabei keine Mitschuld“ (72), wie auch ein Stundenprogramm für den RU zum Ergebnis führt: „Das jüdische Volk stand während all dieser Ereignisse auf der Seite Jesu“ (74). Viel ausgeglichener ist der Aufsatz von J. Beutler, „Die ‚Juden‘ und der Tod Jesu im Johannesevangelium“ (75–93). P. Lapide versucht anschließend eine jüdische Sinngabe des Todes Jesus gemäß jüdischen Vorstellungen von der Selbsterneidigung Gottes (94–106). Ausführlich bemüht sich B. Klappert dann um die „israelitische Kontur der Leidensgeschichte Jesu“ (107–153): in diesem interessanten Aufsatz stört allerdings eine unnötige komplizierte Sprache, ebenso auch die wiederholte Vermengung der theologischen Ebene mit der historischen (wenn er z. B. aus einer Rekonstruktion der Abendmahlsworte Jesu dazu kommt, sich für die synoptische Datierung des Abendmahls und somit für die Kreuzigung Jesu am 15. Nisan zu entscheiden, oder die Messiasfrage in Mk 14, 61 ebenso wie das Tempellogion für historisch hält usw.). J.-F. Konrad versucht eine Antwort auf die Frage, was „Das Neue an Jesus“ ist (154–165). Das wirklich Neue beginnt nicht erst im christlichen Kerygma, also nach Jesus, sondern schon in der radikal jüdischen Lebenswirklichkeit Jesu. Es folgt ein Beitrag von R. Schaeffler über „Das Gespräch zwischen Christen und Juden als Herausforderung an die Ökumene“ (166–187), ursprünglich ein Vortrag bei einem Bildungsabend einer kath. Gemeinde. Technischer behandelt dasselbe Thema H. H. Henrix in einem z. T. schon im „Freiburger Rundbrief“ veröffentlichten Aufsatz: „Ökumene aus Juden und Christen. Ein theologischer Versuch“ (188–236), in dem gewissermaßen ein Aufgabenkatalog des christlich-jüdischen Gesprächs umrissen wird. Gerade dieser Beitrag zeigt zahlreiche Parallelen zum Band von P. Lapide / F. Mußner / U. Wilckens, Was Juden und Christen voneinander denken, Freiburg 1978.

Insgesamt bietet das Buch eine Fülle von Anregungen und Denkanstößen, auch wenn gelegentlich das Bemühen, dem Judentum gerecht zu werden, zu historisch anfechtbaren Urteilen führt oder gar selbst zum Vor-Urteil in der Evangelienkritik wird. Auch die jüdische Beteiligung an diesem Gespräch erreicht (aus verständlichen Gründen) noch nicht die gewünschte Intensität. Doch gibt es zu diesem Fragenkreis ja auch innerchristlich noch sehr viel aufzuarbeiten — die christliche Theologie des Judentums soll ja nicht nur eine Annahme des jüdischen Selbstverständnisses werden, wie Henrix richtig be-

tont, sondern hat vom NT auszugehen, wie auch Mußner im zuvor genannten Band eindringlich zeigt.

Wien

Günther Stemberger

LAPIDE PINCHAS / MUSSNER FRANZ / WILCKENS ULRICH, *Was Juden und Christen voneinander denken. Bausteine zum Brückenschlag. (Kl. ökum. Schriften 9)* (141.) Herder, Freiburg 1978. Kart. lam. DM 15.80.

K. Barth hat die Beziehung des Christentums zum Judentum als die große ökumenische Frage bezeichnet. P. Lapide stellt sie an den Anfang seiner „jüdischen Theologie des Christentums“, die diesen Bd. einleitet (11–39). Dabei betrachtet er aus jüdischer Sicht die Christologie (es ist ein Teil des Heilsplans Gottes, wenn der fromme Jude Jesus zum Ausgangspunkt der Monotheisierung des Abendlandes wird), die kirchliche Heilslehre im Kontrast zur jüdischen Erlösungserwartung, die jedoch zur christlichen Parusieerwartung Beziehungen aufweist, und vergleicht die Inkarnationslehre mit den Midraschim von der Selbsterneidigung Gottes. F. Mußner geht in seiner „christlichen Theologie des Judentums“ (40–71) zu Recht ganz vom NT, vor allem von Röm 9–11 aus. Paulus spricht vom bleibenden Bund Gottes mit Israel auch nach Christus und erwartet die Rettung ganz Israels als direkte Tat Gottes, also nicht als Ergebnis einer christlichen Judenmission. Auch heute noch hat Israel eine Heilsfunktion, stammt das Heil aus den Juden (Joh 4, 22). Die dauernde Heilsfunktion des Judentums ist darin zu sehen, daß es ein konkreter Zeuge der Heilsgeschichte ist und die messianische Hoffnung auch heute noch lebendig hält. U. Wilckens („Glaube nach urchristlichem und frühjüdischem Verständnis“, 72–96) geht dann auf das zentrale Problem der paulinischen Rechtfertigungslehre gegenüber dem jüdischen Gesetzesverständnis ein. Christlicher Glaube ist nach ihm einfach atl.-jüdischer Glaube in neuer heilsgeschichtlicher Situation.

Ausführliche Reaktionen der 3 Gesprächspartner auf die Arbeiten der anderen beschließen den schmalen Band, der trotz seiner Kürze eine Fülle von Gedanken zu einem echt christlichen Verständnis der jüdischen Religion bietet und allgemein zu einem gegenseitigen Verstehen der beiden Religionen hilft.

Wien

Günther Stemberger

RÖHRBEIN HELMUT, *Der Himmel auf Erden. Plädoyer für eine Theologie des Glücks.* (127.) Knecht, Frankfurt/M. 1978. Ppb. lam. DM 19.80.

Der Vf., Theologe und Germanist, versteht sein Buch als Beitrag zur christlichen Anthropologie. Im 1. T. wird die phil. Explikation dargeboten. Der Einstieg erfolgt über die Sprache, in welchen Zusammenhängen nämlich das Wort „Glück“ gebraucht wird. Von

da aus werden die Grundstrukturen des Glücks in drei Durchgängen aufgezeigt. Glück kann nur erfahren werden im Spielraum der Freiheit, der „Muße“, in dem nicht die Arbeit und Pflicht den Menschen verzweckt. Die wunderbaren Momente der Identität sind Augenblicke des fraglosen Glücks. Glück kann nur erfahren werden im Spielraum der Zwischenmenschlichkeit. Nicht im Modell der Monade in Selbstbesitz und Selbstverschluß, sondern in der Ekstase und Eksistenz zum Du hin etwa in der Paradoxie: „geteilte Freud‘ ist doppelt Freud“. Glück kann letztlich nur erfahren werden im Spielraum der Transzendenz. Die Liebe geht aufs Ganze und darin ist Glück. Das „kleine Glück“ ist das Angeld, das Provisorium auf das unendliche Glück.

Der 2. T. leistet die theolog. Interpretation. In der Philosophie kennen wir die Glückserfahrung, in der Theologie aber die Heilserfahrung. Das Glück ist sich selbst genug. Dazu braucht man Gott und sein Heil nicht. Gott soll ja kein „Gebrauchsartikel“ sein und die „fromme Nützlichkeit“ Gottes war allemal schlechte Theologie. Aber gerade im Glück, das jenseits von Bedürfnis, Nutzen und Zweck liegt, ist ein Zugang zum „göttlichen Gott“ (Heidegger) möglich, der ebenso wahrhaft „überflüssig“ ist, der sich aus eigener Freiheit und Nicht-Notwendigkeit offenbart. Aber gerade dieses Übermaß ist das dem menschlichen Dasein einzig „Angemessene“. Wie aber hängen Heil und Glück zusammen? Im bibeltheologischen Durchblick weist Vf. darauf hin, daß bei den Juden Glück und Heil praktisch untrennbar waren. Empfangen und gehöriges Genießen der Gaben des Gelobten Landes war ein Verkosten der Liebe Jahves. Dieser „Heilsmaterialismus“, diese „Fleischtopfideologie“ haben sich im Messianismus erhellt und in der „Reich-Gottes“-Lehre Jesu die letzte Ausprägung und Korrektur erfahren.

Der Wille Gottes ist das Wohl und Glück der Menschen: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Joh 10, 10) Christus fordert einen neuen Lebensstil in den Seligpreisungen, die als Glückwünsche der Armen und als „Leidenschaft für das Mögliche“ verstanden werden sollen. Christus redet vom Heil in Bildern hiesigen Glücks (Perle, Hochzeit...). Heil ist Aufhebung konkreten Unglücks. Nachfolge Christi bedeutet seine Liebe in die Welt einstiften. Dies wird Widerstand bringen und insofern zum Kreuznehmen werden. Der Geist der Bergpredigt fordert die Befreiung von Enge, Zwängen, Angst um sich selbst, die Solidarisierung mit den Notleidenden und das Engagement, daß sich Gottes Sache durchsetzt und so die Menschen glücklich werden können. Jesus selber ist die Imagination geglückten Lebens. „Ich halte Jesus von Nazareth für den glücklichsten

Menschen, der je gelebt hat“ (D. Sölle). Diese Erfahrung des Glücks sollte in der Kirche gelingen, dann wäre sie in einer reinen Zweckwelt wahrlich die „allein Seligmachende“.

Dieses kleine Büchlein soll jeder Verkünder der Frohbotschaft studieren und sich den Inhalt meditierend zueignen. Er würde großartige und moderne Theologie in befreierender und beglückender Durchdringung erleben.

Linz

Josef Hager

MESSORI VITTORIO, *Mensch geworden. Wer war Jesus?* (275.) Styria, Graz 1978. Kln. S 248.—, DM 34.—.

Der 1941 geb. V. Messori, ein Berufsjournalist, der Politikwissenschaft studierte, stand mit diesem Buch (*Ipotesi su Gesù*), das er B. Pascal widmete, lange an der obersten Stelle italienischer Bestsellerlisten. Als Laie, als „Wilderer“ dringt er in das „Jagdrevier der Spezialisten“ ein. Sein Ausgangspunkt ist der Zweifel oder besser: die Gleichgültigkeit, so wie sie bei vielen heute üblich ist. Vf. sammelte 10 Jahre lang und arbeitete diesbezüglich vor allem für sich. Er versteht sich nämlich als einer, der mitten im Suchen sich befindet und sich selber nicht betrügen will. Dieser Eifer für die Wahrheit macht auch den fast aufdringlich apologetischen Ton verständlich, der das ganze Werk durchzieht. Wie es eben für einen recherchierenden Journalisten naheliegend ist, wird methodisch die historische Nachforschung gewählt. Das Buch ist mit keinem wissenschaftlichen Apparat versehen, obgleich alle Einzelheiten als rigoros dokumentiert ausgegeben werden. Dadurch wird eine spannende Lektüre möglich. Wenngleich auch Vf. sich in der Hauptsache auf die Persönlichkeit Christi konzentriert, so sind doch ebenso Aspekte von allgemeinem theologischen Interesse auszumachen z. B. der verborgene Gott und die Freiheit und Würde des Menschen. Getreu seiner Methode beginnt Vf. bei der prophetischen Weissagung und verweilt dabei beim Geheimnis dieses Judenvolkes. Weiterführend wird die Erwartung der Völker — „als die Zeit erfüllt war“ — geschildert. Anschließend geht Vf. mit den verschiedenen Hypothesen über Christus scharf ins Gericht, wobei freilich der Eindruck entsteht, daß dadurch „Tote noch mehr getötet“ werden! Abschließend werden die Probleme der anderen Großreligionen angerissen, die noch die Feuertaufe der abendländischen Kritik zu überstehen haben werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß sich das Buch besonders für jene eignet, die wie der Vf. Sucher sind. Aber selbst der ausgebildete Theologe wird viel Lesens- und Wissenswertes finden. Gewiß wird zu bezweifeln sein, ob dem Buch auch im deutschen Sprachraum, der über mehrere groß-